

Franziska Rich

# Kirchliche Sozialarbeit in schwierigem Umfeld

Die 1990 verabschiedeten Gesetze «Über die gesellschaftlichen Vereinigungen» und «Über die Gewissensfreiheit und die religiösen Organisationen» räumten nicht-staatlichen Organisationen (NGOs) in Russland erstmals wieder die Möglichkeit ein, im Bildungs- und Sozialbereich tätig zu werden. Daraufhin entstand eine Vielzahl kirchlicher und außerkirchlicher Initiativen, die auf eine veritable Erfolgsgeschichte in den letzten 20 Jahren zurückblicken können. Andererseits haben sie nach wie vor gegen Unverständnis und behördliche Willkür anzukämpfen. – S. K.

Im September 1991 fand in St. Petersburg ein Seminar statt, zu dem der orthodoxe Priester Lev Bolschakov Partner und interessierte orthodoxe Laien aus dem In- und Ausland eingeladen hatte. Auch ich als frisch ernannte Leiterin der G2W-Russlandhilfe war dabei. Das Seminar war der Frage gewidmet: *Wie lässt sich eine Gemeinde mit sozialem und diakonischen Engagement aufbauen, wenn man weder über Mitarbeiter noch Geld, Räumlichkeiten und Erfahrung verfügt?* Die Teilnehmer des Seminars fingen also geradewegs am Nullpunkt an – rückblickend wäre sogar ein dickes Minuszeichen angebracht gewesen: Die Traumatisierungen der kommunistischen Zeit mit all ihren Verfolgungen und ideologischen Beeinflussungen sowie dem Verlust des zwischenmenschlichen Grundvertrauens sind bei vielen Menschen bis heute noch nicht überwunden und belasten die gesellschaftliche Entwicklung des Landes schwerer als damals angenommen.

## Rückblick auf Probleme und Erfolge der letzten 20 Jahre

Das Seminar von 1991 fand im Geiste der neuen Zeit nach der «Wende» statt, als in der Kirche und der Gesellschaft eine große Aufbruchsstimmung, verbunden mit dem Impetus zu sozialem Engagement, zu beobachten war. Vor dem Hintergrund der erwähnten Traumatisierungen und Ängste der Menschen ist es jedoch kaum verwunderlich, dass nicht wenige gut gemeinte soziale Initiativen in eine falsche Richtung liefen oder mangels Erfahrung im Nichts endeten. In der Presse machten vor allem Negativbeispiele (Stichwort: Selbstbereicherung) Schlagzeilen und kompromittierten in den Augen der Bevölkerung das gerade erst neu gewonnene positive Bild von sozialem Engagement zutiefst. Die Skepsis vieler Menschen gegenüber karitativer Sozialarbeit ist bis heute ungebrochen.

Andere Initiativen haben jedoch die letzten beiden Jahrzehnte nicht nur überdauert, sondern auch eine ganz bedeutsame Entwicklung genommen. Blicken wir auf den Ausgangspunkt, das Seminar, zurück: Erzpriester Lev Bolschakov beispielsweise ist heute Vorsteher der Gemeinde in Kondopoga in Karelien; bereits 1992 hat er zusammen mit Alexander Stepanov die Bruderschaft der hl. Anastasija der Kettenlöserin in St. Petersburg gegründet, die in Russland zu einer der führenden Organisationen in der Arbeit mit Straßenkindern, aber auch mit Strafgefangenen und in neuerer Zeit mit Suchtkranken geworden ist. Alexander Stepanov, heute Erzpriester und Leiter der Bruderschaft, ist später zum Verantwortlichen der Abteilung für Wohltätigkeit der Metropole von St. Petersburg ernannt worden und somit heute Ansprechpartner für alle, die sich in der kirchlichen Caritas engagieren. Vladislav Nikitin – ein weiterer damaliger Teilnehmer des Seminars – hat das «Haus der Barmherzigkeit» für Straßenkinder ins Leben gerufen. Und schließlich muss noch Dmitrij Ostrovski erwähnt werden, der heute als Leiter der Drogenhilfsorganisation «Rückkehr» einer der wenigen in Russland ist, der sich für eine

vernünftige Drogenarbeit und HIV-Politik einsetzt. Alle erwähnten Personen sind Projektpartner von G2W, über deren Arbeit G2W in den letzten Jahren immer wieder berichtet hat.

Sie sind aber beileibe keine «Einzelkämpfer»; als weiteres bekanntes Beispiel lassen sich die sozialen Initiativen von Erzpriester Arkadij Schatov in Moskau anführen: 1992 gründete er die Schwesternschaft zu Ehren des hl. Zarensohns Dmitrij zur Förderung der Krankenpflege. Später initiierte er die erste orthodoxe medizinische Krankenpflegeausbildung in Russland. Damit knüpfte er an alte Traditionen an, stand doch zu vorrevolutionärer Zeit praktisch das ganze Krankenhauswesen in Russland unter der Obhut der orthodoxen Kirche. Die vielfältige soziale Tätigkeit von Vater Arkadij bewog den verstorbenen Patriarchen Alexij II., ihn zum Leiter der Abteilung für Caritas der Eparchie Moskau zu ernennen. Bei seiner Arbeit stützt sich Vater Arkadij heute auf Hunderte von freiwilligen Helfern.

## Mangelndes Bewusstsein für den diakonischen Auftrag

Verlässliche Statistiken über die Sozialarbeit der Kirche gibt es heute nicht, da längst nicht alle kirchlichen Aktivitäten ausreichend dokumentiert sind. Die wenigen publizierten Adressverzeichnisse von kirchlichen Initiativen lassen keinen schlüssigen und aktuellen Überblick zu. Zumeist sind sie bereits beim Erscheinen veraltet. Sicher ist nur, dass es im Lande Hunderte, wenn nicht Tausende sozialer und diakonischer Initiativen gibt, deren Träger die orthodoxe Kirche oder ihre Gläubigen sind. Das ist viel, und doch – in Anbetracht der Größe des Landes und seiner enormen Bedürfnisse – vergleichsweise wenig.

Es ist zweifellos falsch und ungerecht zu behaupten – wie dies in Westeuropa gelegentlich vorwurfsvoll getan wird –, die Russische Orthodoxe Kirche kümmere sich nur um die Vergoldung ihrer Kirchenkuppeln und setze sich nicht für die Bevölkerung ein. Dennoch: Hemmschwellen in der Kirche (wie in der Gesellschaft), die das soziale Engagement behindern, gibt es in der Tat immer noch mehr als genug. Die Kirche kennt beispielsweise kaum zentrale kirchliche Organe, deren Auftrag es ist, die diakonische Arbeit zu leiten und fachlich zu begleiten, wie dies in westlichen Ländern zumeist gang und gäbe ist. Dies hat seine Gründe in der *dezentralisierten Struktur der Kirche*: Der Patriarch ist lediglich *primus inter pares* unter den Bischöfen. Wesentliche Entscheidungsbefugnisse liegen daher bei den Bischöfen – sei es beim Hl. Synod oder bei den Eparchien. Somit hängt es vom jeweiligen Bischof ab, wie und mit welchem Auftrag der Klerus der Eparchie in die Sozialarbeit eingebunden ist. Der Bischof kann das diakonische Engagement von Priestern stützen oder einschränken. Der Eigeninitiative von Laien sind an sich zwar keine Grenzen gesetzt; doch auch sie können wesentlich effizienter arbeiten, wenn der Bischof zumindest wohlwollend hinter ihrer Arbeit steht und den sozial engagierten Laien keine Steine in den Weg legt.

Ein weiteres Problem liegt darin, dass viele Priester in der Russischen Orthodoxen Kirche nur eine schwache oder gar *keine Vorstellung vom Sinn und der Bedeutung der Diakonie* als kirchlichem Auftrag haben, weil ihnen eine entsprechende Ausbildung fehlt. Häufig bekommt man daher Aussagen zu hören wie: die Diakonie sei eine Erfindung des Westens, oder: die Diakonie sei ein weltlicher Auftrag, der die Kirche und die Gläubigen von der Heilsfindung ablenke. Kurzum: Viele Priester wissen nicht, was unter dem Wort Diakonie zu verstehen ist, geschweige denn, was es in der Praxis bedeuten könnte.

Das fördert *Berührungsängste*, die für viele Menschen in Russland ohnehin charakteristisch sind. Die meisten, so auch die jungen Leute von heute, wollen mit Kranken, Schwachen, Obdachlosen, «Fremdländischen» und anderen Ausgegrenzten nichts zu tun haben. Vielmehr ist die Regel, dass sich die Menschen nach «oben», d. h. in Richtung des sozialen Aufstiegs, orientieren. Nach «unten» blicken zu müssen, macht Angst. Sozialarbeit ist deshalb wenig prestigeträchtig – häufig auch in der Kirche.

Die erwähnten Hemmschwellen und Berührungsängste sind nicht zuletzt in Moskau zu beobachten, wo das Ringen um Einfluss und Positionen nicht nur in der Politik, sondern in aller Stille auch im kirchlichen Bereich stattfindet. Fragen der praktischen Sozialarbeit, die dringend einer Koordinierung mit der Kirchenleitung bedürften, aber weniger prestigeträchtig sind, können monate- wenn nicht gar jahrelang ungelöst bleiben. Laienorganisationen und engagierte Priester rennen nicht selten mit ihren Anliegen gegen Mauern fehlenden Interesses an.

Dabei spielt gerade dieser Personenkreis in der kirchlichen Sozialarbeit eine entscheidende Rolle. Er ist nicht nur Gründer bzw. Träger von Initiativen, sondern aus ihm rekrutieren sich auch die bezahlten und ehrenamtlichen Mitarbeiter der kirchlichen Sozialarbeit. Bei ihnen ist das fachliche *Know-How* konzentriert, und sie sind für die Ausbildung weiterer Mitarbeiter verantwortlich. Wie viele gute freiwillige Helfer und Mitarbeiter eine Kirchgemeinde, eine orthodoxe Bruderschaft oder eine christliche NGO hat, wird zudem durch die Einstellung und den Erfahrungshorizont des Priesters beeinflusst, der sie geistlich, ggf. auch administrativ, betreut. Der Priester kann in Predigten den praktischen Dienst am Nächsten seiner Gemeinde ans Herz zu legen und Gläubigen die Mitarbeit in der von ihm betreuten Initiative empfehlen – oder aber das Gegenteil bzw. gar nichts tun. Wenn ein Priester kein Verständnis für die Notwendigkeit und die Komplexität von sozialen Diensten in unterschiedlichen Bereichen aufbringt, hat das zumeist große psychologische und geistige Auswirkung auf das weitere Umfeld.

### Neid und Missgunst seitens der Behörden

Trotz der vielfältigen Hindernisse sind die Erfolge, die viele kirchliche Initiativen und Organisationen vorweisen können, außergewöhnlich – nicht zuletzt, weil die Mitwirkenden ihre Arbeit mit Herzblut erfüllen. Diese Leistung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, insbesondere in Anbetracht eines nervenaufreibenden Alltags, der für Russland oft charakteristisch ist. Gerade im Bereich der Rehabilitation von Suchtkranken und Behinderten, in der Arbeit mit Straßenkindern und Strafgefangenen arbeiten die Institutionen der Sozial- und Gesundheitsämter häufig weit weniger effizient als die auf christlicher Grundlage tätigen Initiativen. Diese Tatsache wird von staatlichen Stellen nicht gerne gesehen, wenn nicht gar als Provokation wahrgenommen. Trotz Neid und Missgunst – trotz des Arguments der Trennung von Kirche und Staat, auf das sich die Behörden gerne versteifen, wenn sie Hilfestellung im sozialen Bereich verweigern wollen – hat sich der Staat in den letzten Jahren auf Druck der Kirche und der Gesellschaft zu einer begrenzten Kooperation mit orthodoxen und anderen religiös orientierten Organisationen



Teilnehmer des Seminars im September 1991, u. a. Lev Bolschakov (2. von rechts) sowie Alexander Stepanov (3. von rechts).

durchgerungen. Eine Reihe von Vorzeigeprojekten konnte so auf der Grundlage von Vereinbarungen, etwa sog. «staatlicher Aufträge», mitfinanziert werden – ermöglicht vor allem durch die Ölmilliarden. Doch Neid und Missgunst sind auf Seiten der Behörden immer latent vorhanden geblieben und treten im Zuge der Finanzkrise wieder zunehmend in Erscheinung.

In den letzten Jahren ist vor allem die Kontrollsucht einer Vielzahl von Ämtern zu einer großen Last für die Arbeit der NGOs geworden. Sie gründet in der Tendenz der Staatsspitze, zur Konsolidierung des Landes neben einer lenkbaren Wirtschaft auch eine gefügte Gesellschaft und eine folgsame Kirche zu schaffen, die sich den staatlichen Zielen ideell und praktisch unterordnen. Kontrollmechanismen wie das Föderale Gesetz Nr. 18 vom 10. Januar 2006 oder die Verfügung des Justizministeriums Nr. 212 vom 15. April 2006 verpflichten religiöse Organisationen und NGOs zu einer aufwändigen zusätzlichen Rechenschaft über ihre Arbeit sowie die Herkunft und Verwendung ihrer Finanzmittel gegenüber dem Staat. – Selbst in der westlichen Presse waren diese Verfügungen in der Vergangenheit ein Thema.

Dagegen fand die Verfügung Nr. 222 des Justizministeriums vom 22. Juni 2006, die Regeln für die sog. Überprüfung der Übereinstimmung der realen Tätigkeit einer nicht-kommerzieller Organisationen mit den in ihrer Satzung genannten Zwecken festlegt, kaum Beachtung. Werden hierbei allerdings «Verstöße» angemahnt, drohen Sanktionen bis hin zur gerichtlichen Zwangsliquidierung. Solche gesetzlichen Regelungen können jederzeit als Druckmittel gegen «unkooperative» Organisationen eingesetzt werden, wenn sie sich der staatlichen Gängelung zu sehr widersetzen.

Deshalb sind die Reibungsflächen bei der Kooperation zwischen Staat und Kirche sowie zwischen Staat und Gesellschaft im Sozialbereich nach wie vor sehr groß. Aus aktuellem Anlass sei nur auf die heftige und kontrovers geführte Debatte hingewiesen, die gegenwärtig in der Russischen Orthodoxen Kirche über die Bezahlung der Gefängnispriester entbrannt ist: Zweifello brauchen Gefängnisgeistesorgane für eine effiziente Ausübung ihres Dienstes mehr finanzielle Unterstützung. Umstritten ist allerdings, ob bei einer staatlichen Besoldung, wie sie für die Militärseelsorger in Russland bereits eingeführt worden ist, im weit sensibleren Bereich des Gefängnisgeistesorgane der Priester seine unerlässliche neutrale Stellung nicht einbüßt und in die Rolle eines «Erfüllungsgehilfen» des Staates gedrängt wird. Die Möglichkeit einer solchen negativen Entwicklung ist nicht von der Hand zu weisen – vor allem angesichts der Tatsache, dass Demokratie und Rechtsstaatlichkeit in Russland wenig gefestigt sind. Ein Teil der Gefängnisgeistesorgane wehrt sich deshalb gegen vorschnelle Lösungen, die nur finanzielle Erwägungen in Betracht ziehen. Es bleibt zu hoffen, dass diese warnenden Stimmen nicht überhört werden.

Priester Vladimir Chulap

# Diakonie in der Russischen Orthodoxen Kirche

Der russische Patriarch Kirill I. hat vor kurzem dazu aufgerufen, dass jede Gemeinde der Russischen Orthodoxen Kirche sich verstärkt im sozialen Bereich engagieren soll. Über die Herausforderungen und Schwierigkeiten, denen die Gemeinden dabei gegenüber stehen, sprach Franziska Rich, Leiterin des Instituts G2W und Projektkoordinatorin, mit Priester Vladimir Chulap, Prorektor an der Geistlichen Akademie St. Petersburg und Gemeindepriester in Pavlovsk, einem Stadtteil von St. Petersburg. Angesichts der Notlagen großer Teile der Bevölkerung in Russland ist für Chulap vor allem eine Sensibilisierung des sozialen Bewusstseins der Kirche zentral. – S.K.



Photo: Vladimir Chulap

**G2W:** Wie gestaltet sich Sozialarbeit und Diakonie in Ihrer Gemeinde in Pavlovsk und wie ist sie aufgebaut? Verfügt Ihre Gemeinde Hl. Maria Magdalena über bezahltes Fachpersonal oder stützt sie sich ausschließlich auf Freiwilligenarbeit?

**Priester Vladimir Chulap:** Bevor ich näher auf Ihre Fragen eingehe, möchte ich zunächst einige Worte zur Geschichte unserer Gemeinde sagen. Gegründet wurde sie von der Gattin des Zaren Pauls I., Maria Fjodorovna, geb. Sophia Marie Dorothea Augusta Luisa von Württemberg. Die Gemeinde war von Anfang an als diakonisches Zentrum konzipiert, zu dem ein Hospital, ein Armenhaus, ein Heim für mittellose werdende Mütter, eine Abteilung für unheilbar Kranke, eine Schule für Bauernkinder aus mittellosen Familien, eine Schule für praktische Landwirtschaft sowie die erste Taubstummenschule in Russland gehörten. Dieser sozialen Tradition unserer Kirchgemeinde fühlen wir uns verpflichtet, und es ist uns ein großes Anliegen, sie zu bewahren und weiterzuführen: Die Priester und Laien unserer Gemeinde engagieren sich im städtischen Schwerbehindertenheim für Kinder, im örtlichen Altersheim sowie in der Bibliothek der Blindengesellschaft. Bald werden wir auch eine Zusammenarbeit mit den Studenten des Colleges für Taubstumme aufnehmen. In einigen Projekten sind ausschließlich ehrenamtliche Mitarbeiter tätig. Hingegen arbeitet im Heim für schwer behinderte Kinder bezahltes Fachpersonal. Um dieses zu finanzieren, haben wir die kirchliche Laienorganisation *podorožnik* – «Wegerich»

[Pflanze, die am Weg wächst; im Sinne von Wegbegleitung] ins Leben gerufen. Für uns sind die Freiwilligenarbeit der Laien und deren Engagement außerordentlich wichtig – allein könnten unsere Priester die Sozialarbeit schlicht nicht bewältigen. In unserer Kirchgemeinde haben wir uns für eine Organisationsform entschieden, die uns heute am wirkungsvollsten erscheint: Wir haben eine Abteilung für Sozialarbeit und Diakonie eingerichtet, deren Leiterin – ein Gemeindemitglied – sämtliche Projekte koordiniert und die für ihre Arbeit bezahlt wird.

Jede Gemeinde sieht sich bei der praktischen Umsetzung diakonischer Aufgaben mit unterschiedlichen Herausforderungen konfrontiert und muss dementsprechend nach den für sie – in finanzieller und professioneller Hinsicht – effektivsten Lösungen zu suchen. Hier lässt sich kein einheitliches Erfolgsrezept formulieren, vermutlich ist das eine der Eigentümlichkeiten kirchlicher Diakonie in Russland im Vergleich zum westlichen Ausland.

**Patriarch Kirill I. hat in seinem Rechenschaftsbericht an der Moskauer Eparchialversammlung gefordert, jede Gemeinde der Russischen Orthodoxen Kirche müsse Sozialarbeit an der Basis leisten (s. G2W 3/2010, S. 18f.). Ist diese Forderung des Patriarchen Ihrer Meinung nach überhaupt umsetzbar?**

Seine Forderung erscheint mir insbesondere deshalb außerordentlich wichtig, weil der Patriarch diese strategische Aufgabe damit auf höchster kirchlicher Ebene thematisiert hat. Das Oberhaupt der Russischen Orthodoxen Kirche hat deutlich gemacht, dass die Sozialarbeit der Kirche keine bloße fakultative «Zugabe» zu ihrem liturgischen Dienst und nicht einfach eine Privatangelegenheit einiger Priester und Gemeinden ist, die bei ihrer Umgebung oft auf Unverständnis stoßen, sondern dass die Diakonie integraler Bestandteil des kirchlichen Lebens ist. In sowjetischer Zeit durfte die Kirche keinerlei Sozialarbeit leisten; nach der Perestrojka beschäftigten sich zahlreiche Priester vornehmlich mit dem Wiederaufbau von zerstörten Kirchen – heute aber geht es darum, die Prioritäten im kirchlichen Leben richtig zu setzen.

Natürlich löst eine einfache Weisung «von oben» nicht sofort alle Fragen im Bereich der kirchlichen Sozialarbeit – entscheidend aber ist, dass die vielfältigen Probleme nun offiziell von Patriarch Kirill angesprochen wurden. Das christliche Zeugnis kann ja nur authentisch sein, wenn es sich in konkreten Taten der Liebe zum Nächsten manifestiert – ohne sie ist eine christliche Mission im heutigen Russland unmöglich. Im Rahmen der Interkonziliaren Session der Russischen Orthodoxen Kirche [einem Gremium von Bischöfen, Priestern und Laien,



das sich im Zeitraum zwischen den Landeskonzilen mit laufenden kirchlichen Fragen beschäftigt] gibt es inzwischen eine Kommission für Fragen zur Organisation der kirchlichen Sozialarbeit und Caritas. Zu den Aufgaben der Kommission zählen: die Erarbeitung eines Gesamtkonzepts; die Auseinandersetzung mit Problemen der Sozialarbeit auf gesamtkirchlicher, eparchialer und gemeindlicher Ebene; die Erarbeitung verschiedener Ansätze, wie Diakonie praktisch umzusetzen ist; die Einbindung der Laien in den sozialen Dienst der Kirche; die Ausarbeitung juristischer Begründungen und Mechanismen zur Finanzierung der kirchlichen Sozialprogramme sowie der Aufbau einer materiellen Basis, um diese Vorhaben umzusetzen. – Es wird viel Kraft und Geduld brauchen, um die Aufgabe zu lösen, die der Patriarch uns aufgetragen hat. Erfolgreich werden wir nur sein, wenn es gelingt, die Sozialarbeit auf verschiedenen Ebenen zu koordinieren.

**Woran fehlt es Ihrer Ansicht am meisten: an der diakoniespezifischen Ausbildung von Priestern und Personal, an klaren Strukturen in der Sozialarbeit und Diakonie, an Finanzmitteln und/oder an der Zusammenarbeit mit nicht-kirchlichen Organisationen zur Nutzung von Synergien und vorhandenem Know-how?**

Mit dieser Frage haben Sie in der Tat einige der wichtigsten Probleme und Schwierigkeiten angesprochen: Da es in vielen theologischen Lehreinrichtungen bis heute weder das Fach «Diakonie» noch entsprechende Lehrmittel gibt, kommen oftmals junge Priester in die Gemeinden, die zwar mit den theologischen und liturgischen «Kerndisziplinen» vertraut sind, denen aber die Wichtigkeit des diakonischen Dienstes nicht bewusst ist. Viele Geistliche und Laien würden zwar gerne von sich aus eine oder andere soziale Arbeit aufnehmen, doch fehlt es ihnen an entsprechendem Wissen und praktischer Erfahrung – sie wissen einfach nicht, wo und wie sie ansetzen sollen.

In zahlreichen Eparchien existieren auf Gemeindeebene unter der Leitung engagierter Priester zwar Abteilungen für Wohltätigkeit und Diakonie, doch diese Einrichtungen haben auf eparchialer Ebene meist zuwenig Gewicht. Das Fehlen von Vernetzungen macht sich schmerzlich bemerkbar, oftmals wissen die Leute, die in einem analogen Sozialbereich tätig sind, einfach nichts voneinander. Jedes erfolgreiche diakonische Projekt erreicht früher oder später ein Niveau, auf dem professionelles Vorgehen unabdingbar ist. Äußerst sinnvoll wäre daher eine Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Fachleuten sowie mit den entsprechenden staatlichen und privaten Sozialeinrichtungen. Zweifellos sind gerade bei großen Projekten auch die Finanzen sehr wichtig – indessen lassen sich viele Projekte durch Freiwilligenarbeit und ohne größere materielle Ausgaben bewältigen. Am wichtigsten erscheint mir eine Sensibilisierung des sozialen kirchlichen und gesellschaftlichen Bewusstseins – diese kann und wird die Situation langfristig ändern. Wie sagt man so schön: «Jemand, der etwas wünscht, sucht nach Möglichkeiten – jemand, der nichts wünscht, nach einer Entschuldigung».

**Wie stellt sich der Staat zum sozialen und diakonischen Engagement Kirche? Inwieweit unterstützt er dieses und inwiefern stößt die Kirche auf Widerstand?**

Die westlichen Länder verfügen über eine lange Tradition und große Erfahrung in der sozialen Partnerschaft zwischen Kirche und Staat in verschiedensten Bereichen. In Russland stellt sich die Situation aus mehreren Gründen völlig anders dar: So ist bis heute noch kein Gesetz über die soziale Partnerschaft zwischen Kirche und Staat verabschiedet worden, das grundlegende Fragen in diesem Bereich lösen helfen könnte. In vielen Fällen können kirchliche Projekte im Bereich der Sozialarbeit erfolgreich

mit staatlichen Projekten mithalten – doch bis heute versteht sich der Staat als Kontrollorgan und fürchtet sich vor dem Eindringen von «Außenseibern» auf sein Territorium, wozu er den gesamten sozialen Bereich zählt. Deshalb kommt es noch am ehesten zu einer wirklich guten Zusammenarbeit zwischen staatlichen und kirchlichen Stellen, wenn gute Kontakte zwischen Geistlichen und der Leitung einer staatlichen sozialen Einrichtung bestehen und wenn beiden Seiten die Wichtigkeit einer solchen Zusammenarbeit bewusst ist. Doch auch in solchen Fällen können ernste Probleme entstehen, sobald ein neuer Leiter eingesetzt wird: Zeigt dieser nicht das gleiche Wohlwollen gegenüber der Kirche wie sein Vorgänger, so kann das die Weiterführung einer langjährigen erfolgreichen Zusammenarbeit in Frage stellen.

Bei manchen leitenden staatlichen Direktoren sind die alten atheistischen Denkmuster noch recht präsent. Vor kurzem hörte ich den Leiter eines Heimes sagen: «Ein Arzt kann grundsätzlich nicht gläubig sein.» Andere sind erst dann zu einer Zusammenarbeit bereit, wenn sie «von oben» sanktioniert ist. Viele vertreten allen Ernstes die Ansicht, die Arbeit der Kirche dürfe sich nur auf Gottesdienste beschränken. Von daher könne sie auch nicht begreifen, warum Gläubige Spitäler, Altersheime, Pflegeheime aufsuchen und ihre Freizeit darauf «verschwenden», Leidenden unentgeltlich zu helfen. Doch gerade solch ein konkreter Dienst ist entscheidend für den Aufbau von Kontakten und für ein allmähliches Umdenken der Beamten in diesem Bereich.

**Wie können die westlichen Kirchen die Russische Orthodoxe Kirche beim Aufbau einer funktionierenden Diakonie unterstützen? Welche Art von Hilfestellung sehen Sie als besonders gewinnbringend und nützlich an?**

In den letzten 20 Jahren haben uns die westlichen Christen auf mannigfache Weise geholfen, wofür wir außerordentlich dankbar sind. Zu Beginn der 1990er Jahre war es vor allem humanitäre Hilfe, die vielen unserer Landsleute half, die wirtschaftlich schwierigen Zeiten zu meistern. Dann folgte eine Zeit, in der bestimmte kirchliche diakonische Projekte unterstützt wurden, die ohne anfängliche Finanzhilfe gar nicht hätten realisiert werden können. Mittlerweile hat sich jedoch vieles verändert: Natürlich brauchen einige Projekte im Anfangs- und Entwicklungsstadium nach wie vor dringend finanzielle Unterstützung. Doch mir scheint der Austausch von *Know-how* im Bereich der Sozialarbeit viel aussichtsreicher zu sein, da ein Kennenlernen der reichen westlichen Erfahrung in diesem Bereich und eine Auseinandersetzung mit ihr (und nicht ein bloßes Kopieren!) unter den Bedingungen der russischen Realität ein wichtiger Impuls für das Entstehen und die Entwicklung eigener orthodoxer Initiativen sein kann. Hilfreich und wichtig wäre es zudem, direkte Kontakte («Projekt-Partnerschaften») zwischen russischen und westlichen kirchlichen Organisationen herzustellen, die in den gleichen Bereichen tätig sind. Ich denke dabei an den Austausch von Fachleuten und Volontären, an Auslandsaufenthalte orthodoxer Seminaristen an diakonischen Schulen sowie an gemeinsame diakonische Sommerlager – kurz: Hilfe zur Selbsthilfe, denn nur so können kirchliche diakonische Projekte in Russland erfolgreich entstehen und wachsen.

*Vladimir Chulap, Dr. theol., Promotion an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Regensburg; Prorektor an der Geistlichen Akademie St. Petersburg, zuständig für die Ausbildungsprogramme der Studierenden; Gemeindepriester in Pavlovsk und Initiator zahlreicher Diakonieprojekte.*